

Weil so magisch klingt wie Mutabor

Annett Glöckner über Kunst und Kohle, ihre Brigade aus dem Tagebau Seese-Ost, Windlieder und Flamenco

Voller Begeisterung ist Annett Glöckner über die Wiese gestiegen zu ihrem Wort. Sie freut sich, wie gut ihr „Lacoma“ noch aussieht nach all den Jahren, und dass die Vögel offenbar das letzte „a“ als Aussichtspunkt bevorzugen.

Wenn Sie heute, nach über 20 Jahren, vor dem Schriftzug stehen – was empfinden Sie?

Ich habe Freude empfunden und auch Stolz. Ich denke immer noch, es ist eine gelungene Skulptur, die für mich sehr viel mit zurück in die Heimat zu tun hat. Ich bin ja 1985 ausgereist aus der DDR, habe dann ab 1986 an der Hochschule der Künste in Westberlin studiert und bin nach der Wende zurückgekommen in den Osten. Stolz bin ich vor allem darauf, dass ich das mit der Baggerbrigade gemeinsam gebaut habe, dass es so ein großes, fettes Ding geworden ist, das da schon so lange steht.

Dieses Wortes wegen sind Sie zurückgekommen?

Nein. Ich wollte zurück in den Osten, in den Prenzlauer Berg, zu meinen Freunden. Und auch das Land hat mich interessiert.

Warum haben Sie ausgerechnet den Tagebau als Diplomthema gewählt?

So ganz genau weiß ich das gar nicht mehr. Vielleicht hat es damit zu tun, dass familiär die Kohle immer eine Rolle gespielt hat, mit aller Ambivalenz. Ich bin in der Kohleregion Borna bei Leipzig geboren, wir hatten ein Haus, das wurde zwangsenteignet, aber dann gar nicht abgebaggert. Die Familie hat immer sehr sauer darüber gesprochen. Mein Opa hatte das Haus gebaut. Aber die arbeiteten auch in der Braunkohle und mochten ihre Jobs. Meine Oma saß lange in der Pfortnerloge im Kraftwerk Thierbach. Meine Mutter war Sekretärin in einem der Betriebe, die das Kraftwerk Jänschwalde aufbauten. Wir lebten im Arbeiterwohnheim in Guben, allerdings in einer richtigen Wohnung.

War das nicht schwierig?

Nee, ich mochte das, das ist wie in „Franziska Linkerhand“. Du guckst aus dem Fenster auf eine riesige Brachfläche, Bauteile liegen rum, jeden Tag sieht es anders aus, ein neuer Wohnblock entsteht. So war das damals in der Obersprucke. Das ist meine Heimat, so bin ich sozialisiert.



Es steht noch. Treffen nach 23 Jahren am Wort: Reinhard Bareinz, Annett Glöckner und Renate Marschall (v. l.).

Fotos: Frank Hilbert

Wie war das erste Zusammentreffen mit Ihrer Brigade, was haben die Männer gesagt?

Die haben mich nicht für voll genommen, die waren amüsiert. „So, so, Künstlerin – und kommt jetzt jeden Tag?“ Gekriegt habe ich sie erst allmählich. Ich bin so 'ne Plaudertasche. Man merkt mir dann aber an, dass ich es verdammt ernst meine. Ich musste auch immer pünktlich sein. Dann haben sie die ersten Buchstaben mitgebaut. Von dem „m“ hatte ich erzählt, dass ich gern Bagger-schaufeln dafür verwenden wollte. Als ich nach dem Wochenende wieder zur Arbeit kam, hatten sie die Schaufeln schon hingestellt. Da wusste ich, jetzt denken sie mit. Aber es gab auch Durststrecken. Als sie wussten, dass sie arbeitslos werden, haben sie mich erst mal hängen lassen.

Wissen Sie noch, welcher Buchstabe aus welchen Baggerteilen ist?

Das „o“ aus Motoren- und Getriebeverkleidungen, die beiden „a“ auch, zum Teil sind da auch Radkappen verbaut. Das „L“ ist die Schurre, und für das „m“ haben wir eben zwei Eimer verbunden.

Warum überhaupt Lacoma, und

warum habt Ihr es mit „c“ geschrieben?

Ich kannte es nur mit „c“. So stand es damals auf dem Ortsschild. Das Wort habe ich lange gesucht. Ich glaube, ich habe es vor allem genommen, weil es so schön klingt, es hat was Magisches. Wie das Zauberwort Mutabor, im Kalif Storch. Die Leute hier in der Gegend wissen zudem mit Lacoma etwas anzufangen.

Der demontierte Bagger, der in einem Kunstobjekt weiterlebt und dann ausgerechnet in dem Wort Lacoma, das sinnbildlich für so viele weggebaggerte Lebensorte in der Lausitz steht – was sehen Sie darin?

Braunkohle ist ja ein vielschichtiges Thema, es gibt viele Betroffene – die Anwohner, die Umweltschützer, die Arbeiter, die Umgesiedelten, die Künstler. Es sind nicht nur die Dörfer in dem Wort und Lacoma selbst mit den Teichen und den seltenen Vogelarten darin, sondern auch die Männer aus der Brigade, von denen mir viele gesagt haben, „ich finde es gut, dass wir das gemacht haben, dass jetzt was bleibt“.

Wissen Sie, was aus den Männern geworden ist?

Leider hat sich auch auf den Zeitungsartikel nur einer gemeldet.

Und wie ist es Ihnen ergangen? Wie sieht es mit der Liebe und wie mit der Kunst aus?

Die Liebe, wie sie halt so geht – und das Leben. Jedenfalls habe ich viele Liebeslieder geschrieben und Lieder, in denen ich schildere, wie ich mich als Frau und Künstlerin in meiner jetzigen Heimat, der Prignitz, fühle.

Ich finde es schön, dass Sie immer weitergemacht haben.

Ich bin mit Leib und Seele Künstlerin, ich muss meine Empfindungen ausdrücken. Ich mache Objekte aus Fundstücken, verwittert, mit Gebrauchsspuren, auf die ich Worte oder Zeilen schreibe. Ich habe sie eine Weile um mich und weiß irgendwann, welcher Text zu ihnen passt.

Oder Sie schreiben Literatur in die Landschaft.

Das habe ich jetzt in Kyritz gemacht, den Hörbe-Literaturpfad. Am See, auf der Insel im See, in der Stadt und in der Bibliothek habe ich Textpassagen aus Ottfried Preußlers Kinderbuch „Hörbe mit dem großen Hut“ auf Holz, Papier und Metall geschrie-

ben. Ich habe auch mit vielen verschiedenen Leuten Musik gemacht. . .

. . . und ziemlich professionell Flamenco getanzt.

Als ich anfang zu studieren, war in der Uni an der Wandzeitung ein Zettel: Spanierin gibt Flamenco-Unterricht. Tanzen war immer meins, auch im Disko-Keller „Universum“ in Guben. Ja also, ich bin da hin, habe Feuer gefangen, in zwei, drei Jahren konnte ich auftreten. Mit mehreren Gitarristen und Tänzern haben wir eine Band gegründet „Viva la Fiesta!“. Damit habe ich lange meine Brötchen verdient – auch indem ich Kurse gegeben habe. Irgendwann war mir dann aber das Singen wichtiger, das Verbinden verschiedener Musikrichtungen.

Aber auch immer wieder Kunst im öffentlichen Raum?

Ja, das mache ich sehr gerne. Ich freue mich gerade auf die Kunstaktion „Verborgene Höfe“ der Stadt Kyritz am 3. Oktober, wo einheimische Künstler ihre Arbeiten zeigen. Ich werde an die Giebelwand eines schönen alten Hauses ein Gedicht schreiben. Einige Zeilen stammen von einer

Schülerin aus der 4. Klasse „Ich möchte gern wie ein Vogel fliegen, doch leider kann ich keine Flügel kriegen, ich möchte gern wie ein Ball mich drehen und alles verschwommen sehen.“ 2016 will die Galerie am Bollwerk in Neuruppin ein großes Energieprojekt machen. Sie haben auch mich gefragt und fanden, Braunkohle wäre mein Thema.

Ihre Internetadresse heißt „windlieder“, wo erhaschen Sie die?

Es gibt so Orte, da liegt Poesie in der Luft. Da kann man Lieder fangen. Für mich ist dieser Ort ein Berg, auf dem immer ein bisschen Wind weht, mit dem die Lieder kommen. Und manchmal auch die Liebe.

Hätten Sie noch mal Lust auf Tagebau?

Ja. Wo ich jetzt wieder bei dem Wort war, das Video mit der Brigade, das ja Teil meines Meisterabschlusses an der Kunsthochschule war, vielleicht im Kunstmuseum Dieselkraftwerk gezeigt wird, ist auch die Lust da. Vielleicht könnte es was im Renaturierungsgebiet und vielleicht mit einer Schulklasse sein. *marl*

Mit Annett Glöckner sprach Renate Marschall



Reinhard Bareinz und Annett Glöckner frischen Erinnerungen auf.

Ein Wort in der Landschaft und seine Geschichte

Lacoma. Ein Wort steht in der Landschaft: Lacoma. Früher hat man es besser gesehen, als es die neue Straße zwischen Groß Oßnig und Drebkau noch nicht gab. Aus Eisen ist es, rostig – aber wuchtig, wie der Schaufelradbagger, aus dem es geschnitten ist. Seine Kraft hat dem Bagger nichts genutzt, damals, Anfang der 90er im Tagebau Seese-Ost. Bei Bischdorf blieb er stehen. Aus für den Tagebau und die meisten Menschen, die darin arbeiteten. Wer genauer hinsieht, kann den Bagger auch noch im Wort erkennen – schöner wäre freilich eine kleine Tafel, die die Geschichte des ungewöhnli-

chen Kunstwerkes erzählt, die Menschen nennt, die es dorthin gestellt haben. Die Künstlerin Annett Glöckner, die für das Stückchen Land übrigens seit 23 Jahren Pacht bezahlt, und die Kumpel, die 1992 begannen, den SR 315 zu demontieren. Stück für Stück haben sie damit ihren Arbeitsplatz verschrottet. Bis auf ein paar Teile, aus denen „die Verrückte mit dem Wort“ – so nannten sie Annett Glöckner – Buchstaben formen wollte. Anfangs haben sie die „Künstlerin“ – ein Fremdkörper in ihrer Männerwelt – nicht ernst genommen, doch Buchstabe für Buchstabe wandelte sich das. An-

nett Glöckner hat das in einem Dokumentarfilm festgehalten, auch wie die Stimmung umschlug, als einer nach dem anderen die Entlassungspapiere bekam. Dieser Film dokumentiert ein Stück Lausitzer Geschichte. Wie das Wort „Lacoma“ für so viele Dörfer in der Lausitz steht, von denen nur die Erinnerung ihrer Bewohner geblieben ist. Lakoma mit „k“ an der B 168 hatte damals von sich reden gemacht, weil junge Leute versuchten, das Dorf und die einzigartige Natur dort zu erhalten. Das ist nicht geglückt, wie es nie geglückt ist. So steckt in diesem Baggerwort Hoffnung und Fluch

des Lebens mit der Kohle in der Region. Immer noch. Neue Namen sind Proschim, Rohne, Kerkwitz. Was aber ist aus den Menschen von damals geworden? Der Künstlerin und den Männern vom SR 315? Wir haben uns wiedertreffen nach 23 Jahren, die Künstlerin, die Journalistin und Reinhard Bareinz aus Calau, der einzige der Kumpel, der sich auf den Aufruf der RUNDschau gemeldet hatte. Mit der Kohle hat Bareinz nichts mehr zu tun. Annett Glöckner macht noch immer Kunst – ganz viele verschiedene Dinge, aber das erzählt sie ja selbst. *marl*

„Wir fanden das ziemlich kurios: eine Künstlerin“

Reinhard Bareinz war einer von den Baggermännern

Lacoma. 66 ist Reinhard Bareinz heute, ein großer, kräftiger Mann noch immer. Vor gut 20 Jahren war er als Maschinenmeister bei der Laubag für die Reparatur von Tagebaugroßgeräten zuständig und dachte, dass er das auch bis zur Rente bleiben würde. Doch schon, als er Annett Glöckner kennenlernte, hatte sich sein Arbeitsfeld gewandelt. „Fünf Bagger haben wir zu der Zeit verschrottet“, erinnert er sich. Auch an das Gefühl der Unsicherheit in jenen Monaten. „Wir haben da-

mals immer nur befristete Arbeitsverträge für vier Wochen bekommen, an deren Ende jedes Mal die Kündigung stand. Ein Kollege nach dem anderen verschwand. Das war schlimm. 35 Jahre in der Kohle – man war doch auch stolz, Kumpel zu sein.“

Und dann auch noch mitten in die Wirren hinein eine Künstlerin. „Wir fanden das ziemlich kurios: Wieso kriegen wir eine Künstlerin?“, erzählt Bareinz. „Sie war ja auch so bisschen eine Wilde“, schiebt er nach. „Nach



Reinhard Bareinz war Maschinenmeister.

drei, vier Wochen hatte sie uns aber so weit, dass wir mitgemacht haben.“ Vielleicht hat auch die Publicity mit dafür gesorgt. Manch einer sei nur vorbeigekommen, um zu gucken, ob das wirklich stimmt, dass die da in

Bischdorf aus 'nem Bagger ein Wort machen.

Nun steht es schon so lange, und Reinhard Bareinz findet das gut so. „Mit Lacoma weiß jeder was anzufangen.“

Zu seinen früheren Kollegen hat er kaum Kontakt. Er weiß von dem einen oder anderen aus der Brigade, den die Arbeitslosigkeit aus der Bahn geworfen hat. Er selbst hat umgesattelt. Er ist bei seinem Sohn in Calau in die Tischlerei eingestiegen. Dort arbeitet er immer noch. *marl*

EIN VIDEOFILM ZEIGT, WIE DAS WORT ENTSTAND

Der 50-minütige Videofilm von 1993 ist ein Nachwendedokument. Er zeigt die Entstehung der Wort-Skulptur Lacoma aus Teilen eines Braunkohlen-Baggers mithilfe der Verschrottungsbrigade. Und er erzählt die Geschichte des Landstreicherkönigs Gregor Gog, der in den 20er- und 30er-Jahren die Landstreicher Europas auf die Seite der Arbeiterklasse stellen wollte, im Kampf gegen die Kapitalisten. Der Film entstand während mehrerer Mo-

nate im Tagebau Seese-Ost. Die Kamera war immer dabei, hielt die Stimmung der Männer fest, die mit der Demontage ihres Arbeitsgerätes ihre Arbeitslosigkeit vorbereiteten.



Über diesen QR-Code oder unter www.lronline.de/lacoma geht es zum Video.